Hans im Glück (I)

oder: Wie dieser nach und nach zum Küsnachter wurde

Tobias Schiess

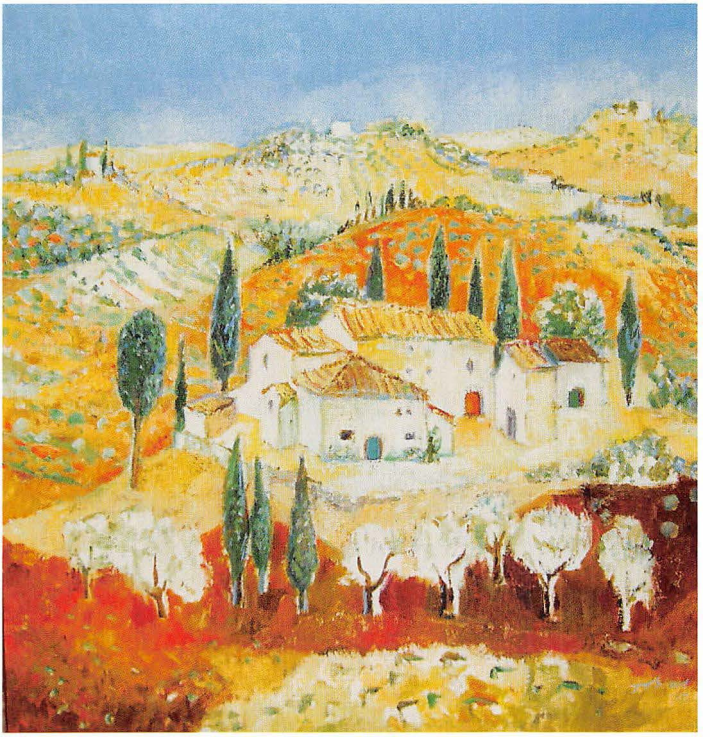
Hospitable, 2000, Öl auf Leinwand, 81 x 100 cm *Original im Gemeindehaus*

«Wer sich seiner selbst erinnert, entspricht der Erinnerung, in der er weiterlebt: Das wäre wohl die grösste Gabe der Mnemosyne.» Dieser nachglühende Satz aus Karl Kerényis «Mythologie der Griechen» sei vorangestellt. Sie nun, die Musenmutter, will ich bewegen, mir den Sinn zu führen, den Sessel von der Staffelei weg zum flachen Tisch drehend, damit ich schreibend darstelle: Wie die Fahrt, von der Kindheit ausgehend, letztlich in Küsnacht innehält.

Das Parzenbild

Zu meinem Eigen schuf ich mir vor Jahren ein grossformatiges Bild, eine Ehrung der archaischen Dreifaltigkeit, die über den Göttern stand, der drei ehernen Schwestern, der Parzen. Mein Lebensfaden, lang und verschlungen, den mir Klotho spann, ist in seiner Richtigkeit voller Knoten und ausfransender Stellen. Die Zuteilerin, Lachesis, hat ihn bisher erhalten und bewahrt. Im Verborgenen liegt aber, wann ihn einst Atropos, die Unwandelbare, durchtrennen wird ...

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch



Wohnsitz freundlicher Geister, 1997, Öl auf Leinwand, 60 x 60 cm

Von Mutters musikalischem Erbe ...

In meinem Lebensfaden eingewirkt sind die aus alten Familien stammenden Eltern. Ein kunstbegeistertes, trefflich Klavier spielendes Paar, das, aus mannigfachen Quellen schöpfend, eine natürlich gewachsene Bildung gewann und daraus ihr Kind in spielerischer Weise nährte. – Eine sich qualvoll dahinziehende Krebserkrankung zerriss die Symbiose mit der geliebten Mutter und entriss sie dem Kind in ihren jungen Jahren. Doch die grosse Musik, die sie alle Tage ihrem Flügel entlockte, wurde prägend in der Erinnerung aufbewahrt, ein nie versiegbares Echo aus der Kleinkinderzeit, alle Lebensalter überdauernd, überbrückend.

Ohne prägende Wegmarken lässt sich nicht auf den späteren Weg nach Küsnacht hinweisen. Schnell von den Lippen eilende Worte müssen sich behutsamer im Aufgeschriebenen finden, soll der Erzähler dem Zuhörenden etwas Klarheit bieten.

... zur Märchenwelt der Grosseltern

Krumm und quer stolperte mein kindlich Wesen über die Pfade der lange dauernden Jugendzeit. Öfter folgte dem Kleinen der Ruf: «Was spielst du dich als Künstler auf?» In der Privatschule, wohin damals die alten Familien ihre Nachkommen schickten, stand ich, zurückschauend, meist am Rande der Mitschüler. Nach dem grausamen Tod ihrer Tochter wurde meine Erziehung den Grosseltern übertragen. In der Spätromantik heimisch, spannen sie mich in ihre waldeinsame Märchenwelt ein, und darum reichen meine geistigen Wurzeln hundertundfünfzig Jahre zurück.

Unverstanden

Eine erste Betätigung künstlerischen Wollens gewann ich mir innerhalb eines Schulwettbewerbs: Wer zeichnet den besten Sankt Niklaus? Mit Thanatos früh vertraut, malte ich, die mittelalterlichen Totentänze kennend, das Bildchen «Vom Tod und dem Weihnachtsmann». Noch sehe ich das Gelb der Knochen des Abrufers, der mit Hippe und Stundenglas den mit glutrotem Mantel dastehenden Heiligen zum letzten Tanz auffordert. Ins Rektorat gerufen, hatte ich mich prüfenden Fragen zu stellen – ein irritiertes Gremium wusste mit diesem ins Stottern geratenen Buben nichts anzufangen – das erste Erlebnis des «unverstandenen Künstlers».

Glückhafte Jahre in Paris

Nie sesshaft sein wollend, in der Mittelschulzeit mehr Musiker denn zielstrebiger Büffler, nahm ich gleich nach dem Abschluss des Maturitätsinstitutes wissentlich und ohne Zögern die autodidaktische Lehre des bildenden Künstlers auf. Kaum waren dann nach Kriegsende die Grenzen wieder offen, zog ich in Begleitung eines gleich denkenden, Maler werdenden Welschschweizer Freundes nach einem Augen öffnenden langen Aufenthalt an der Nordsee, in Ostende, nach Paris. Mit unwahrscheinlichem Glück schenkte mir die französische Metropole, aus der Nacht der deutschen Besetzung wiedererwacht, unverlierbare Begegnungen. Von ganz nahe wurden mir Lektionen von aussergewöhnlich grossen, schöpferischen Menschen zuteil, welche sich beispielgebend immer aufs neue ihrer eigenen inneren Rechenschaft unterzogen.

Häuser in Paris, Buntstift auf Papier, 1986, 24 x 15 cm

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Hierzulande an ersten Kollektivausstellungen als echtes Talent, gar als «vielversprechend und mehr» gehandelt, war nach fünf ausfüllend gelebten Jahren in Paris die grossväterliche Erbschaft weitgehend aufgebraucht. Die Subsidien vom einst blühenden, aber nunmehr absteigenden Familien-Grosshandel versiegten zusehends. Eine Erfahrung, die den Hans-im-Glück-Schmetterling erstmals innehalten liess.

Abenteuer Deutschland

Der französischen Schauspielergattin nach Deutschland folgend, wurden dem schon wieder glückhaften jungen Mann einige Bühnenbilder zu Erstaufführungen anvertraut. Zwischen *approbatio* und *remuneratio* klaffte freilich ein tiefer Graben, der kaum durch den Vortrag von Chansons am Rundfunk aufzufüllen war. Dem in Frankreich und in Italien zu sich selbst Gekommenen erschien in jener Zeit die deutsche Mentalität weitgehend unzugänglich.

In Ketten

Die Bündel wurden erneut geschnürt und der Heimweg angetreten. Das als «vorübergehend» Gedachte erwies sich als dauerhaftes Bleiben in Zürich und führte direkt zur Hilfsarbeit im Überkleid. Es folgten fünfzehn weitgehend brache Jahre mit immerhin gestählten, in schwerer Arbeit gewonnenen Muskeln: «Handarbeit», die den Kopf frei liess, um Bilder wenigstens in der Imagination zu schaffen, von denen sich aber kaum eines auf Leinwand materialisieren konnte. Schliesslich zerbrachen die aufgezwungenen Ketten, als es mir, beauftragt durch den älteren Bruder, gelang, die Liquidation des Familienbetriebs erfolgreich zu Ende zu führen.

When day is done, 2004, Öl auf Leinwand, 73 x 73 cm

Vom eigenen Künstlerhaus ...

Von den Brüdern Grimm erfährt der Leser, dass Hans sieben Jahre bei seinem Herrn diente, und als die Zeit herum war, bekam der Glückliche zu seinem Lohn ein Stück Gold, so gross wie sein Kopf. Nun wird dem Künstler schon in die Wiege ein Goldklumpen gelegt: das Talent, das sich aber nicht in ein Tüchlein einschlagen lässt; eine Gabe, eingenistet im Herzen des Strebenden, stets zum Nutzen oder zum Verderben bereit.

Aber hier war nun real ein ansehnliches Stück Gold vorhanden, das sich, mehr oder minder sich auflösend, in ein selbst erbautes Haus in Erlenbach, des rechtsufrigen Lichtes wegen gewählt, verwandelte. Vom Gold zum Pferd, wenn wir uns weiter an das Märchen halten: Da war nun ein sehr geräumiges Atelier mein Eigen, ein harmonikal berechnetes Musikzimmer und dazu ein Umschwung, wöchentlich mit dem Rasenmäher zu bewältigen.

... zum Wohnatelier im Terrassenbau

Nach zehn Jahren schon schrumpfte das Pferd zur Kuh, denn vernunftbedingt musste das Künstlerhaus in verlustreichem Verkauf zu einem Wohnatelier in einem Terrassenbau in Feldmeilen mutieren. Noch erklang das Violoncell täglich, und das Klavierspiel der treu ausharrenden Gattin erfüllte die neuen Räume, aus denen unsere zwei Kinder ausgeflogen waren.

Künstler sein ist eine wunderbare Sache, aber die Zeiten, in denen im Nachkriegs-Paris eine Mahlzeit mit Wein und Brot *à volonté* für sechzig bis achtzig Schweizer Rappen zu haben war, sind längst verebbt ...

Es merkt denn endlich der verträumteste Familienvater, vor der Staffelei seinen malerischen Spekulationen nachsinnend, dass sich die Fakturen häufen und sich illusionsträchtige Milchmädchenrechnungen längst nicht mehr in nichts auflösen.

Also wurde es Zeit, auswärts ein Atelier zu mieten und daran zu denken, das Terrassenhaus nach ein, zwei Jahren Schonfrist durch vernünftige Leute bei Ginesta veräussern zu lassen. Bald würde denn die milchgebende Kuh durch Hansens quiekendes Schwein ersetzt, um beim fröhlichen Märchen zu bleiben.

Fuss fassen in Küsnacht

Mit einem Inserat suchte der «etablierte Künstler» einen Arbeitsraum zwischen Zollikon und Meilen. Nach längerer Zeit fand ein Brief zu ihm, abgesandt aus Mallorca, wohin sich eine kürzlich zur Witwe gewordene Handwerksmeistersgattin für eine Zeitspanne zurückgezogen hatte. In ihrem Schreiben anerbot sie dem ewigen Glückspilz die Malerwerkstatt des Einmannbetriebs ihres dahingegangenen Gatten in Küsnacht. – Ich treffe mich mit der Briefschreiberin, wir wechseln prüfende Blicke, schauen uns gemeinsam im angebotenen Raum um und finden gleichzeitig, dass wir in der Zukunft mühelos aneinander vorbeikommen würden. Im Oktober 1982 wurde der Vertrag gegengezeichnet, und seither kann sich der Schreibende «Küsnachter Maler» nennen.

Die Vermieterin, gewöhnt an gut vorbereitete Arbeitsvergebungen, organisiert unverzüglich ausgewiesene Zimmerleute, welche die Decke hinunterziehen und einen Fussbo-

Souvenir de vacances, Öl auf Leinwand, 1971, 46 x 55 cm

den legen. Den Strassenlärm ausschliessende neue Fenster und ein langgezogener Heizkörper werden eingebaut. Nach dem Durchgang des Flachmalers ist die Klause des Eremiten sehr bald bereit.

Also war das erste «Küsnachter Wunder» über mich gekommen, Hansens Schwein mit der fetten Gans vertauscht. Nun ging's ans Einrichten. Im Vorraum und im Atelier füllten sich die herangeschafften hohen Gestelle mit dem grossen Harst der Bücher und Schallplatten, bildende Kunst und Musik nach Möglichkeit alphabetisch eingereiht.

Fortsetzung und Schluss im Jahrheft 2010

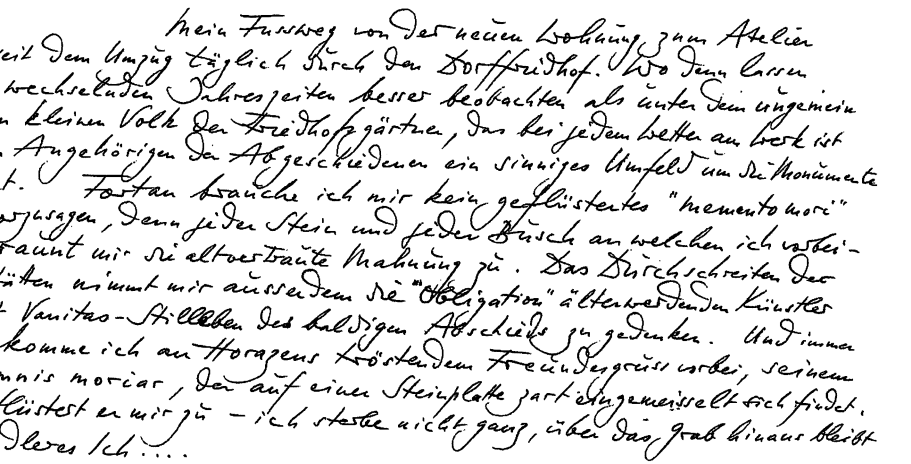
Hans im Glück (II, Schluss)

Tobias Schiess

Im Jahrheft 2009 publizierten wir den ersten Teil der Autobiographie des im Jahr 2006 verstorbenen Kunstmalers Tobias Schiess. In jenem Beitrag schildert der Autor prägende Erlebnisse seiner Jugendzeit samt seinem künstlerischen Werdegang während mehrerer Auslandjahre, wobei dem Nachbarland Frankreich mit der Hauptstadt Paris besondere Bedeutung zukommt. Nicht verschwiegen werden die fünfzehn kunstfernen und freudlosen Jahre im väterlichen Geschäft, das von dem in die Heimat Zurückgekehrten schliesslich liquidiert wird. Anschaulich zeichnet Schiess in Anlehnung an das Grimmsche Märchen «Hans im Glück» die Stadien seiner wirtschaftlichen – verlustreichen – Metamorphosen, die ihn in den achtziger Jahren nach Küsnacht führten. Der folgende Text beginnt mit der Beschreibung des Sicheinrichtens im frisch bezogenen Küsnachter Atelier.

Das erste Küsnachter Wunder

Also war das erste «Küsnachter Wunder» über mich gekommen, Hansens Schwein mit der fetten Gans vertauscht. Nun ging's ans Einrichten. Im Vorraum und im Atelier füllten sich die herangeschafften hohen Gestelle mit dem grossen Harst der Bücher und Schallplatten, bildende Kunst und Musik nach Möglichkeit alphabetisch eingereiht. Die Literatur nach Schwerpunkten: im Zentrum die alten Griechen und Römer, Hölderlin, Shakespeare – dann der hierzulande fast unbekannte Philosoph Vladimir Jankellevitch sowie Virginia Woolf und DAS Buch des vergangenen Jahrhunderts: die umwerfende, vieltausendseitige Ausgabe von Prousts «Recherche du temps perdu», recht eigentlich der mir zugeworfene Garnknäuel der Ariadne. Und schliesslich Rilkes «Malte», seit Paris mein treuer Gefährte. Das Schubladenkästchen mit den Farbtuben kam hinter die alterprobte Staffelei zu stehen, und im Vorraum der nicht allzu geräumigen Werkstatt stapelten sich, wartend, jungfräulich weisse Leinwände. In einer Ecke der Bücherei fand das vererbte Cello des Onkels seinen Stammplatz. Und vor die vielen Bände hing ich eine Viola und zwei Violinen,


Mein Fussweg von der neuen Wohnung zum Atelier führt seit dem Umzug täglich durch den Dorffriedhof. Wo denn lassen sich die wechselnden Jahreszeiten besser beobachten als unter dem ungemein fleissigen kleinen Volk der Friedhofgärtner, das bei jedem Wetter am Werk ist und den Angehörigen der Abgeschiedenen ein sinniges Umfeld um die Monumente bereitet. Fortan brauche ich mir kein geflüstertes "memento mori" mehr vorsagen, denn jeder Stein und jeder Busch an welchen ich vorbeiziehe, raunt mir die altvertraute Mahnung zu. Das Durchschreiten der Ruhestätten nimmt mir ausserdem die "Obligation" älterwerdender Künstler ab: mit Vanitas-Stillleben des baldigen Abschieds zu gedenken. Und immer wieder komme ich am Horagens tröstendem Freundesgruss vorbei, seinem non omnis moriar, der auf einer Steinplatte zart eingemeisselt sich findet. Nein, flüstert er mir zu – ich sterbe nicht ganz, über das Grab hinaus bleibt mein edleres Ich....

Streichtrio, 1971. Öl auf Leinwand. 195 × 97

stellvertretend für die Streichquartette, die hier natürlich, wenn auch öfter, auf dem Phonographen erklingen. An einer Wand befestigte ich die ausgediente Palette, auf welche ich den griechischen Sinnspruch «Metron ariston» («Das Mass ist das Beste») gemalt hatte. Um mit Proust zu reden: *Une chambre que j'avais fini par remplir de mon moi…* An der Tür, einer eigentlichen *porte cochère* des ursprünglichen Pferdestalles, gibt es weder ein Namensschild noch eine Hausglocke. Es dauerte Jahre, bis sich ein Briefkasten auf einer Stelze vor den Eingang stellte. Von den zwei Fenstern aus konnte man täglich den Besitzer des Nachbarhauses sehen, wie dieser, alterslos betagt, sich stundenlang in seinem Garten zu schaffen machte – Vorbild eines erfüllten Lebens, stets Neues pflanzend, wenn auch erst Spätere das Aufgeblühte mit den Augen würden ernten können.

Wohnen im Dorfkern

Hier wurde die Arbeit mit Freuden aufgenommen, und sie setzt sich seither im gleichen Sinne weiter. Der «Hans-im-Glück-Fashion» zufolge verwandelte sich der Grund- und Bodenbesitz in Feldmeilen in den famosen Grimmschen «Wetzstein», denn über Umwege gelang es uns, eine Wohnung im Dorfkern von Küsnacht zu mieten. Der von der DDR seiner Fürsprache für Wolf Biermann wegen ausgebürgerte Lyriker und Germanist Bernd Jentzsch hatte vordem während zehn Jahren diese Wohnung innegehabt, ein an Büchern übervolles Refugium, das er nach dem Verlust seiner Lektorenstelle innert kurzer Frist verlassen musste, was dem Schreibenden und seiner Gattin während ihrerseits zehn Jahren ein Dach über dem Kopf bescherte. Man war hier nicht bloss malender, sondern sogar angemeldeter Einwohner von Küsnacht geworden!

Das Bienenhaus im Kopf

Einige Jahre schon arbeitete ich im oberen Heslibachquartier, abgeschottet nach aussen und weitgehend kontaktlos mit den Hiesigen in meinem Elfenbeinturm. Sass vor den begonnenen Bildern, wurde mächtig von den Erinnerungen an die früheren Lehr- und Wanderjahre heimgesucht, sprach mit den abwesenden Freunden und den Dahingegangenen, schrieb lange Briefe, während sich die Leinwände chamäleongleich während des täglichen Arbeitsprozesses wandelten, bis endlich deren richtige Tonart gefunden ward und sie mit gutem Gewissen signiert werden konnten. Sätze, Gedichte gingen mir unaufhörlich durch den Kopf; Tonfolgen meldeten sich im inneren Ohr, musi-

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

kalische Phrasen, Motive und Themen wechselten sich ab und einst einverleibte vielsprachige Texte von Chansons und Balladen, Monologen aus klassischen Stücken tauchten wortreich aus dem Gedächtnis herauf. Ein Bienenhaus im Kopf, den geistigen Hintergrund der entstehenden Bilder mit seinem Honig nährend.

Ein folgenreicher Besuch

Nach einiger Zeit wurde auch noch ein Telefon installiert, und einer der ersten Anrufe bildete das Präludium zum zweiten «Küsnachter Wunder». Eine mir unbekannte männliche Stimme meldete sich und bat um eine Unterredung. Anderntags klopfte ein Mensch an meine ebenerdigen Fenster. Hinausschauend erblickte ich eine Gestalt mit einer exotischen Kopfbedeckung, mit einem etwas ausfransenden Schnurrbart, in eher salopper Kleidung. Ein Zigeuner, ein Künstler, vielleicht gar ein Abkömmling jenes geheimnisvollen Boten, der bei Mozart das letzte Requiem bestellte? Der fremde Gast entpuppte sich als Jeanot Bürgi, Bildhauer, vordem erfolgreich in Holland tätig gewesen und nun gewissermassen gestrandet in Küsnacht, mit einer Reihe von Kindern und einer schönen Frau. Er warb für den Zusammenschluss der in Küsnacht schaffenden Künstler, versprach eine «Vollversammlung» all jenen, die er bislang aufgesucht und noch aufsuchen wolle, sofern die Angesprochenen willens wären mitzumachen. Von seinem lodernden Innern sprangen Funken zu mir herüber. Ohne dass es vieler Worte bedurft hätte, erkannte einer im andern Qualitäten und sicherlich auch Ahnungen von den in beiden schlummernden Mängeln. Als er mich um Kritiken bat, wies ich auf eine Reihe von Heften, in denen Zeitungsartikel und Nachweise zu meinem Schaffen gesammelt waren. Nein, nein, nicht solche Kritiken wollte er einsehen ... ich hätte doch sicherlich, wie er, Kritiken an Küsnacht und zu dessen Verhältnis zu den Künsten zu äussern. Diesbezüglich bot ich ihm nichts, kannte ich doch kaum jemanden unter den Verwaltern noch unter den Einwohnern, während er ausgiebig über den verderblichen Wohlstand und erlebtes Banausentum zu wettern begann.

Gemischter Chor, 1998. Öl auf Leinwand 73 × 146

Vortasten in die Küsnachterwelt

Bald danach wurde ich dank seiner Rührigkeit einem Kreis von Kunstschaffenden gegenübergestellt, und wenig später realisierte Jeanot den ersten und einzigen «Küsnachter Kunstmarkt» in einem grossen, von den Gewerbetreibenden gemieteten Zelt vor dem Gemeindehaus. In diesem luftigen Gehäuse begann das sich abtastende Kennenlernen einiger interessierter Mitbürger wie auch jenes unter Kolleginnen und Kollegen, die hier kollektiv, aber in Einzelboxen ihre Werke zeigten. Erste Pflänzchen der Freundschaft und Sympathie regten sich zwischen zuvor sich Unbekannten. Einige darunter wurden zu immergrünen Sträuchern, andere gar zu ausladenden Bäumen. Das sesshaft ausgebrütete Ei sprang nun auf. Es begann ein langsames Vortasten in die Küsnachterwelt, und nach und nach lernte man mancherlei Einwohner kennen, von denen vordem gegenseitig kaum einer etwas vom andern geahnt hätte.

Friedhof-Betrachtungen

Inzwischen verliessen wir das lärmträchtige Dorfzentrum und mieteten uns in Ateliernähe ein. Auch dort liess sich vom Fenster aus ein überaus arbeitsamer gärtnernder Altpräsident beobachten, der seinen Garten in den freundlichen Jahreszeiten in ein kleines Paradies zu verwandeln wusste. Mein Fussweg von der neuen Wohnung zum Atelier führt seit dem Umzug täglich durch den Dorffriedhof. Wo denn lassen sich die wechselnden Jahreszeiten besser beobachten als unter dem ungemein fleissigen kleinen Volk der Friedhofgärtner, das bei jedem Wetter am Werk ist und den Angehörigen der Abgeschiedenen ein sinniges Umfeld um die Monumente bereitet? Fortan brauche ich mir kein geflüstertes Memento mori mehr vorzusagen, denn jeder Stein und jeder Busch, an welchen ich vorbeiziehe, raunt mir die altvertraute Mahnung zu. Das Durchschreiten der Ruhestätten nimmt mir ausserdem die «Obligation» älter werdender Künstler ab: mit Vanitas-Stilleben des baldigen

Grandeur and naïvety, 1988. Öl auf Leinwand. 116 × 89

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

The garden's glory, 1992.
Öl auf Leinwand. 114 x 162

Abschieds zu gedenken. Und immer wieder komme ich an Horazens tröstendem Freundesgruss vorbei, seinem *non omnis moriar,* der auf einer Steinplatte zart eingemeisselt sich findet. Nein, flüstert er mir zu – ich sterbe nicht ganz, über das Grab hinaus bleibt mein edleres Ich ... Ganz allmählich wird der Schreibende immer mehr zum Wahl-Küsnachter, trifft auf der Strasse Bekannte, und er, der nie daran dachte, in irgendeinem Boden Wurzeln zu schlagen, fühlt sachte, wie sich unter seinen Füssen ein paar Würzelchen vorsichtig in den Grund senken. So mag es in Klothos Faden eingesponnen sein, dass meine Tage hier, vielleicht bis zuletzt an den Bildern schaffend, ans zeitliche Ende kommen.

Noch ein Wunder

Küsnacht ist meiner Arbeit entgegengekommen: Es gibt gar drei meiner Werke in Gemeindebesitz, zwei im Gemeindehaus und eines im Pflegeheim am See, die drei nacheinander von sich folgenden Präsidenten und der Präsidentin abgesegnet. Und in einem der verdienstvollen Jahrhefte (Jahrgang 1998) findet sich ein Text, den der Küsnachter Kunsthistoriker Fritz Hermann über das Leben des «Küsnachter Malers» flocht. Den zwei schon evozierten «Küsnachter Wundern» schloss sich endlich ein drittes an. Unvermittelt, unerklärlich war mir von der mir über drei Jahrzehnte hold gewesenen Zürcher Galerie die Freundschaft aufgekündigt worden, und ich stand auf einmal ohne die traditionell gewesene Hauptausstellung da. Also war nun noch der letzte Besitz Hansens, der Wetzstein, in den Brunnen gefallen, und ich schaute auf meine leeren Hände. Schliesslich ist's wahrhaftig nicht leicht, von der Kunst allein zu leben! Doch siehe da, unten am See, wo der grosse Petermann seine unvergleichliche Küche stets neu erfindet, amtet seit zwanzig Jahren die liebe Frau Ellen in ihren «Kunststuben», in jener einst von der legendären Maria Benedetti aufgebauten Institution, bei welcher ich als Abgesandter des Familien-Getränkegrosshandels manchmal recht mühsam das Inkasso einzutreiben hatte ... Madame Ellen Richard untergrub um meinetwillen ihre feste Devise:

keinen Kunstschaffenden aus der Nähe zu ihren Schützlingen zählen zu wollen, und nahm den Galerie-heimatlos Gewordenen unter ihre Fittiche. Sie tat dies mütterlich und begeisternd und ich, der beinahe ihr Vater sein könnte, war als ein weiterer Sohn angenommen. Um das positive Mass abzurunden, anerbot sich eine andere Küsnachterin, in der nahen Stadt ihre Galeriewände bei Gelegenheit den hier entstehenden Bildern auszuleihen.

Nicht ohne den Segen der Musen

Diese Blätter begann ich mit der Mnemosyne und denke jetzt an deren Töchter, die neun Musen. Wen diese Wesen seinerzeit liebten, aus dessen Mund floss süss die Rede und süss der Gesang. Aber der Parnass ist weit und die Musen sind verschollen. Kunstvoll mögen zuweilen meine Tafelbilder geraten, aber kann dieser Text ohne den Segen der Musen über die Rampe dringen? Solange mein Wesen an Gottfried Kellers «goldenem Überfluss der Welt» teilhaftig sein darf, will ich mich weiterhin im Küsnachter Atelier umtun. Vielleicht wird das hier Geschaffene gar der gelungenste Teil des Möglichgewesenen? Zum guten Schluss fische ich aus der Grimmschen Sammlung die letzten Sätze des grundlegenden Märchens und zitiere mit der Bitte um Lizenz: «So glücklich wie ich», rief er aus, «gibt es keinen Menschen unter der Sonne.» Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter Küsnacht war.

(Geschrieben 2002).